

Abonnements-Preise:

in Paris: Ein Jahr. 24 Francs. Sechs Monate. 15 " Drei Monate. 8 "

Auswärts:

Ein Jahr. 28 Francs. Sechs Monate. 18 " Drei Monate. 9 "

Insertionen: die Zeile à 50 Centimes.

Pariser Deutsche Zeitschrift (Mittwoch.) (23. August)

Vorwärts!



Man abonniert:

für Paris: im Bureau central pour l'Allemagne, rue des Moulins, 32, und in der Buchhandl. von Jules Renouard et Co., rue de Tournon, 6; in den Departements: bei allen Postämtern und Messagerien; Deutschland, Schweiz, England: in allen Buchhandlungen; Belgien: bei den Messagerien; Nord-Amerika: bei den Herren Gichtal und Bernhardt, Spruce-Street, Nr. 3, in New-York.

Erscheint Mittwoch und Sonnabends.

Das Geld.

Die Nationalökonomien möchten uns gerne überreden, daß das Geld eine ganz unwesentliche Sache sei, daß Alles auch ohne das Geld dasselbe Aussehen haben würde. Wolten sie dem Gelde das Lob nicht gönnen, zur Gestaltung unserer Gesellschaft beigetragen zu haben, so wollen wir nicht ansehen es dessen anzuklagen. Immer mehr lastet der Mammon, wie ein drückender Alp auf den Bewegungen der civilisirten Staaten. Die Politik, welche als Herrscherin der Welt proclamirt ist, hat nicht mehr Recht auf diesen Titel als Kaiser Ferdinand auf den seinigen; die Politik ist zur Magd geworden; die diplomatischen Kabinette erhalten ihre Befehle aus den Comptoirs eines Rothschild und Consorten; Anfang und Ende von Krieg oder Frieden hängen von einem Rechenrempel ab, in welchem das X der Zinsfuß der Staatspapiere ist. So sehen wir im Großen die Menschen gerade da, wo sie sich am freiesten dünken, zu Sklaven des schändlichen Metalls herabgewürdigt. Der Politiker aber, der heute selbst nicht mehr daran zweifelt, daß die Börse die Triebfeder ist, welche

den politischen Mechanismus bewegt, ist dennoch so naiv sich nicht für geknechtet zu halten. Das alltägliche Leben hat hier weit richtiger erkannt als die sogenannte Wissenschaft. Wie oft hört man das Geld verfluchen als Hinderniß guter Vorsätze, als Ursache so vieler Leiden! Ich bin indes weit entfernt das Geld als die Ursache unserer gegenwärtigen Misere anzusehen; vielmehr betrachte ich es als einen Theil derselben, welcher dem gemeinamen Grunde entsprungen ist. Es ist aber ein so integrierender Theil, daß er einer Wiederverzierung des Ganzen fähig ist, wenn man auch alles andere weggoräumt hat, wie der kleinste Rest des Krebses, den die Operation stehen ließ, dieselbe vereitelt und das alte Uebel in schmerzlicher Gestalt wieder hervorruft. Diese Börsartigkeit im Wesen des Geldes ist bisher noch wenig erkannt worden, so daß selbst von den socialen Schriftstellern ihm nur wenige den Krieg erklären. Sogar Proudhon, während er schonungslos dem Eigenthum die Maske des Rechts herunterreißt, läßt das Geldsystem gänzlich unangestastet. Und wenn auch Weitling's Scharfblick die Wichtigkeit dieses Punktes nicht entgangen ist, so greift er doch mehr unser gegenwärtiges Geldsystem als das Wesen des Geldes an. Erst Marr (in den deutsch-französischen Jahrbüchern) erklärt das Geld für „den allgemeinen, für sich selbst constituir-

ten Werth aller Dinge.“ Und in diesem Ausdruck ist der Kern dieses räthselhaften Pudels gegeben, den wir jetzt aus seiner Hülle herausziehen wollen. Wenn wir nach dem Werthe eines Gegenstandes fragen, so handelt es sich nicht mehr um den absoluten Werth desselben, sondern lediglich um den Tauschwerth. Es bleibt nur zu bestimmen, wie viel andere Sachen ich für eine gegebene eintauschen kann, um die Bedeutung dieser zu bezeichnen. Die immer gesteigerten Bedürfnisse des Menschen und die dadurch vermehrte Produktion der Arbeiter hatten den Tauschhandel bedeutend vervielfältigt und erweitert. Durch die Vermehrung und Vervielfältigung der Produkte entstanden vielfache Verwirrungen und Irrthümer im Austausch derselben. Der Eine hatte Leder zu Markte gebracht um Werkzeuge dafür einzutauschen, der aber die Werkzeuge austauschen wollte brauchte oft kein Leder, sondern Holz und Eisen; der das Eisen vertauschen wollte, weder Werkzeuge noch Leder, sondern Stoffe, oder Früchte oder sonst dergleichen Waaren. Dadurch wurden der Bequemlichkeit des freien Austausches bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt. Um diese nun zu heben kam man auf eine neue Erfindung, die des Geldes diese Stücke Metall, denen man einen eingebil deten Werth gegeben hatte, dienten nun als Werthbestimmung der umzutauschenden Waaren.“ (Weitling, Garantien.)

Feuilleton des Vorwärts.

Camille Desmoulins's

Verteidigung gegen den Henker Samson.

(Nr. 9 des von Desmoulins während der zwei ersten Jahre der Revolution herausgegeb. Journals: Revolution de France et de Brabant.)

Es zuckt mir in den Händen, da ich Euch, meine lieben Leser, einige der schönsten Seiten aus der Revolutions-Literatur mittheile, über das feile verächtliche Volk unserer heutigen Zeitungs- und Geschichtsschreiber herzufallen, die Euch aus jener großen Epoche von weiter nichts als von Blut, Gräueln, Barbarei und Grausamkeit zu erzählen wissen; über die Lügner und Ignoranten die Marat, Danton, Robespierre, St. Just und Camille Desmoulins immer auf einmal in den Mund nehmen, — und sie als solidarische Bluthunde darstellen. Aber ich will es nicht thun: das Gewürm verdient gar nicht auf demselben Blatte genannt zu werden, wo von solchen Riesen geredet wird! Es näht sich wohl von den Leichnamen jener Zeiten: es sticht ihnen Worte und Phrasen, um sie als eigenes Produkt auf dem Literaturmarkte zu verschachern, während es zum Dank ihr Leben und ihre Thaten verlästert und verläumdet! Natürlich! Ließen sie jene Großen sein und reden, was sie waren und wie sie sprachen, stellten sie sie lebendig und wahrhaft dar, wie könnten sie es noch wagen, ihre eigene Haut zu Markte zu bringen? Drum will ich die Todten auferstehen

lassen! Der liebenswürdige Jüngling, der procureur général de la lanterne, Camille Desmoulins steige zuerst aus seinem Grabe, und wiederhole Euch, was er damals erwiederte, als ihn der Henker Samson bei Gerichte belangt hatte, weil er ihn öffentlich Henker und nicht Scharfrichter nannte. „Du bist undankbar gegen mich, Samson, rufst ihm Desmoulins zu. Ich konnte glauben, das eigene Bewußtsein von der Verworfenheit deines Handwerks würde dir verbieten, die Augen nach einem ehrlichen Mann zu erheben, selbst wenn Du ihm für etwas zu danken hast: denn Du bist mir Dank dafür schuldig, daß ich Dich in dem Prospektus meiner Zeitung den Repräsentanten der ausübenden Gewalt nannte. Man hat mir versichert, Du gäbest Dir viele Mühe, durch allerlei gute Werke den Eindruck zu schwächen, den Dein gemeines abschreckendes Geschäft hervorbringt, und den Schauder, der Jeden befällt, wenn Du ihm auf der Straße begegnest, und ich selber habe mich bei Gelegenheit bemüht, diesen Eindruck zu mildern! Zum Dank dafür — eine gerichtliche Herausforderung, abgefaßt in den schamlosesten Ausdrücken! Ich werde mich so tief nicht erniedrigen und mich mit Samson messen: aber weil Du doch ein so zartfühlender Henker bist, von so feinem Gefühle, will ich Dir doch zeigen, was Du von Deinem Handwerk eigentlich zu denken hast! Vor ein paar Jahren mußte mein Vater als Beamter einer Hinrichtung bewohnen. Die Delinquenten waren auf's Rad gebunden, da verlangte der Henker noch zweihundert Franken mehr, als ihm das Gesetz bewilligt —

cher würde er die Hinrichtung nicht vollenden. Mein Vater hätte den Niederträchtigen augenblicklich in's Gefängniß werfen lassen können: — aber dadurch würde die Todesangst der Unglücklichen verlängert. Er ließ ihm daher ohne Weiteres die verlangte Summe auszahlen. Als der Gerichtshof die Rechnungen durchlas, strich er den Posten, und stellte meinem Vater frei, den Henker zu verklagen. Mein Vater zog es aber vor, die Summe zu verlieren, nur um mit dem Henker keinen Proceß zu haben. Ich hoffe, man wird es mir verzeihen, daß ich diesem Beispiel nicht folge: Ich habe keine tausend Thaler zu verlieren, um einem Proceß auszuweichen — den mir der Henker an den Hals wirft. — Ich kann es dem Henker nicht wehren, wenn er mich vor Gericht laden will; aber ich habe das stolze Bewußtsein, daß ein Samson und seine Anstifter mich nicht bestrafen können. Mein Leben können mir die Schurken nehmen, aber meine Ehre nicht. Als der Tribun Metellus den Cicero beim Austritt aus dem Consulat verhinderte, an das versammelte Volk eine Rede zu halten, da sprach Cicero nur drei Worte: „Ich allein habe das Vaterland gerettet,“ und alles Volk juchzte ihm zu. Ich vermag mir ein solch rühmvolles Zeugniß nicht auszustellen. Zum Glück hat Sparta mehr als dreihundert bessere Männer als ich. Wenn mich aber der Henker zwingt mit ihm auf den Kampfplatz zu treten, dann such' ich alles auf, um vor mir selber als ein Mensch zu erscheinen. Damit fällt es mir ein, und diese Ehre kann mir Niemand rauben, daß ich es war, der eines Sonntags, am 12. Juli, im Palais-Royal, umringt von zehn tausend Men-

Es gibt uns in der That die Verwandlung des Werthes in den Tauschwerth noch keine vollkommene Anschauung unseres gegenwärtigen Zustandes. Man vergleicht zwei Waaren nicht unmittelbar mit einander und bestimmt bloß aus dieser Vergleichung den Tauschwerth, sondern man stellt beide in Verhältnis zu einem dritten, dem Gelde, so daß auf neue endlich der Tauschwerth sich in den Preis auflöst. Der Kaufmann giebt nur Waaren für Waaren in Bezahlung, wenn er über den Preis beider Waaren im Reinen ist, und Weitling hat vollkommen Recht, daß die Werthbestimmung der Sachen nur vom Gelde abhängt.

Darin tritt das Wesen des Geldes als Werth schlechthin, als der abstrakte Werth heraus, und diese Abstraktion ist der Schein den es für seine göttliche Natur beibringt. Wie der Gott die Abstraktion des Menschen, so ist das Geld die Abstraktion des Werthes; wie in der Religion ein Wesen nur Bedeutung hat in sofern es nicht concret, nicht wirklich, sondern abstrakt, unwirklich, in das göttliche Wesen aufgelöst erscheint, so erhält in der bürgerlichen Gesellschaft ein Ding erst Werth, wenn es sich entäußert, wenn es aufhören kann die Ding zu sein und sich in Geld verwandelt.

Wo sich aber einmal ein Gott eingemischt hat, da ruft er augenblicklich: Du sollst keine andere Götter haben neben mir! Und die sflawische Welt betet an. Der Gott der Religion ist längst vom Schauplatz abgetreten und hat seinen Thron dem modernen Gott überlassen müssen. Unser e Monche kreuzigen ihr Fleisch in der Zelle des Comptoirs; unser Evangelium ist die letzte Spalte der Zeitungen, und willst Du im Tempel die andächtige Gemeine dem Herrn ihr Loblied singen hören, so gehe in die Börse. Wirst Du da nicht ergriffen und erbaut, so mußt Du eine gottlose Seele sein. Anathema esto!

Diese Abstraction, welche das Wesen des Geldes ausmacht, ist der Keim alles Übels, welches er mit sich bringt, und von dem uns Weitling eine treffliche Schilderung gegeben hat. Deshalb aber ist es auch nicht genug, diese Form des Geldes aufzuheben, sondern man muß den Kern desselben vernichten; und hier hat Weitling sich geirrt, indem er einen

neuen abstracten Werth an die Stelle des alten setzt. Denn seine Commerzstunden sind nichts anderes. Eine Arbeitsstunde hat eben nur den Werth einer Arbeitsstunde, aber nie den Werth von etwas anderem, ja eine Arbeitsstunde von A kann eben nur den Werth einer Arbeitsstunde von A, nicht aber von B haben. Weitling ist in diesen Irrthum verfallen, weil ihn die Frage der Werthbestimmung beschäftigte. Diese national-ökonomische Frage aber wird gänzlich wegfallen, sobald das Eigenthum weggefallen ist. Ich verlange etwas nicht seines Werthes halber, sondern weil ich es bedarf. Schon Morelly macht die Forderung, daß der Einzelne nicht erhalten dürfe nach seinen Leistungen, sondern nach seinem Bedürfnis: *Puiser selon ses besoins.*

Um unsern Zustand zu permenschlichen, ist vor allem nöthig, daß wir den wirklichen, ganzen Menschen als berechtigt anerkennen. Sein Bedürfnis gibt den Werth. Sobald wir einen Werth außer dem Menschen zugeben, so wird die Befriedigung des Bedürfnisses von etwas anderem abhängig gemacht als von dem Dasein des Bedürfnisses, so genügt das Dasein des Menschen nicht mehr zur Berechtigung seiner Existenz, mit einem Worte, so kommen wir wieder auf den alten Standpunkt zurück, wo wir mit Weitling sagen können: „In welchem Winkel des alten, morschen Bau's der gesellschaftlichen Ordnung unsere Blicke dringen, überall stoßen wir auf Verbrechen und Mängel, deren Ursache die Ungleichheit ist, und das Mittel diese Ungleichheit zu erhalten, das ist das Geld.“ Lassen wir eine Sache bestehen, die den Werth an sich darstellt, so ist mit ihr jede andere zu erlangen. Dieser abstracte Werth ist dann die Brücke, welche wieder zur Brutalität des Eigenthums hinunterführt. Eigenthum und Geld stehen in dem Verhältnis zu einander, daß das Eigenthum nach Abschaffung des Geldes wieder das Geld, das Geld nach Vernichtung des Eigenthums wieder das Eigenthum gebiert. Wir haben es mit einer vielköpfigen Hyder zu thun, wo es nicht genügt einen Kopf abgehauen zu haben. Deshalb nannte ich das Geld einen integrierenden Theil unserer allgemeinen Misere, aber nicht die Ursache derselben. Die Ursache liegt tiefer. Wenn Marx in einer der vor-

rigen Nummern dieses Journals aussprach: Das menschliche Wesen ist das wahre Gemeinwesen des Menschlichen, so ist darin der Grundgedanke einer Reorganisation der Gesellschaft gegeben, und wir haben die festige Unmenschlichkeit der Gesellschaft nur in der bisherigen Ungesellschaftlichkeit des Menschen zu suchen.

Nach Feuerbach geht dem Erkennen das Leiden vorher. Jetzt stehen wir an der Grenze dieser Entwicklungsstufe. Gelitten hat die Menschheit genug, jetzt wird sie erkennen.

Da wir den vergangenen Zustand nicht als einen zufälligen sondern nothwendigen begreifen, so können wir mit Begeisterung der Zukunft entgegengehen und doch ohne Haß von der Vergangenheit scheiden. Und die Gegenwart? Freilich der verunreinigte Most muß gähren, damit ein reiner Wein erscheine. Und gerade darin, daß in unseren Tagen die Wahrheit heftigen Widerspruch erleidet, bekräftigt es sich daß sie Macht über die Gemüther gewinnt. Sie erscheint neu weil sie anfängt wahr zu erscheinen. Das merkwürdige achtzehnte Jahrhundert hat schon manches verkündet was aber damals überhört wurde. „Wenn aber, sagt George Sand, unser Jahrhundert erst dahin kommt sich selbst zu erfassen, dann wird es auch das Leben des achtzehnten Jahrhunderts, seines Vaters, erfassen.“ Ich kann mich nicht enthalten bei dieser Gelegenheit einiges anzuführen was schon 1785 Morelly in seinem *Code de la nature* über das Eigenthum sagt: „Das einzige Laster der Welt, welches ich kenne, ist der Geiz; alle andere, wie sie heißen, sind nur Grade von diesem einen, dem Proteus, dem Mercur, der Basis, dem Behälter aller Laster.“ Alles löst sich auf in die Sucht zu haben; ihr findet es selbst wieder im Busen der Uneigennützigkeit. Hätte aber eine so allgemeine Pest, ein solches schleichendes Fieber der ganzen Gesellschaft, wie das Einzel-Interesse, je den Platz greifen können, wo es nicht nur keine Nahrung, sondern nicht den geringsten Gährungsstoff gefunden? Ich glaube niemand wird die Wahrheit dieses Satzes bestreiten: daß da, wo kein Eigenthum besteht, auch keine seiner verderblichen Folgen auftreten kann.“ oder

schen, ein Pistol in der Hand, auf einen Tisch sprang und das Volk unter die Waffen rief, daß ich es war, der den Patrioten vorschlug, eine Cocarde zu wählen, an der sie sich erkennen, um einer zweiten Bartholomäus-Nacht zu entgehen, und sich gegen die gedungene Mörderhand zu vertheidigen, die sie in derselben Nacht ermorden sollte. Das Volk verlangte, ich möchte die Farbe wählen: Wählt Grün, die Farbe der Hoffnung, rief ich, oder das Band des Cinnamonus, die Farben der Republik. Und als man sich für das Grün entschieden hatte, schrie ich dem Heere der lauernden Polizeiknechte zu: Seht mir fest ins Gesicht, daß Ihr mich kennt; jetzt bekommt Ihr mich lebend nicht mehr in Eure Hände; stieg herab, und band die grüne Schleife um meinen Hut. Der Abbe Sabatier wird sagen, ein solches Geständnis allein verdient schon den Tod. Ich weiß es auch wohl, daß man mir lieber als dem nichtswürdigen Besenval* den Prozeß gemacht hätte, aber gerade dafür danken mir meine Mitbürger auch, daß ich die Gefahr nicht scheut habe.

Last uns nun auch untersuchen, wie es mit der Ehre des Herrn Samson steht, die ich gekräukt haben soll, und für deren Verlesung er eine eklatante Genugthuung fordert. An der Größe der Buchstaben, in denen in seiner Vorladung das Wort *S E N K E R* geschrieben ist, sieht man, daß mein ungeheures Verbrechen darin besteht, daß ich ihn so genannt habe.

Die Ragen nenne ich Ragen, und Samson einen Henker.

Wenn das ein Verbrechen ist, so muß er alle Schriftsteller, alle Zeitungsschreiber, alle Bürger, jedes Volk, die gesetzgebende Versammlung selbst verklagen; und warum ist es ein Verbrechen? Weil ein Beschluß des Staatsraths besteht, der ihm einen andern Namen gibt. Keine üble Autorität, ein Staatsraths-Beschluß allen Akademien, allen Wörterbüchern, allen Schauspielen, allen Sprachen gegenüber. Es fällt mir die naive Antwort des Peter Lenoir ein, die er den Lichterziehern von Paris gab, als sie sich auf einen ähnlichen Beschluß bezogen: „Ich werde doch wissen, was so ein Beschluß auf sich hat; ich mache ja alle Tage ein halb Duzend.“ Gerade so einen Beschluß erließ Breteuil Anno 1787 für den Henker; nach dem Charakter Breteuil's, über den alle einig sind, mußte er ganz besonders für Samson eingenommen sein. Unser Freund war seine Seelenfreude, sein Juwel, und nach allem was ich von ihm weiß, bin ich ganz erstaunt, daß er Samson nicht ein Adelsdiplom oder wenigstens den Hofrathstitel verschaffte. Aber dieses vertrauliche Verhältnis, diese zarten Bande, die ihn an Breteuil knüpften, sind doch für Samson kein Rechtstitel, kraft dessen er nun auch von uns andern dieselbe Herzlichkeit und Zuvorkommenheit verlangen darf? Seine persönliche Liebenswürdigkeit mag bei den damaligen Parlamenten und Ministern den Abscheu vor seinem Geschäft zurückgedrängt haben: das ist ein persönlicher Adel, der sich auf keinen andern überträgt. Weil Ludwig XI. den Tristan seinen Gevatter nannte, kann man uns doch nicht zwingen, die Henker Gevattersleute der Könige zu heißen! Den Kampf gegen die Wörter-

bücher können die Ordnungen nicht bestehen. Wie sich die Wogen des Meeres an einem Sandkorn brechen, so bricht sich die Macht eines Königs an einem einzigen Wort.

Der Kaiser Hadrian konnte eine ganze zur Verzweiflung gebrachte Nation ausrotten; er konnte leichter anderthalb Millionen Juden erwürgen, und die Tempel und Mauern Jerusalems zerstören, als dieser Stadt seinen Namen geben.

Oder will Samson das Wort Henker aus der Sprache ausmerzen? und was gewinnt er dabei, wenn man ihn Scharfrichter nennt? Es dauert nicht drei Tage, dann ist die neue Bezeichnung eben so infam als die alte; denn ein Wort ist nicht infam, sondern das was es ausdrückt. Geh in dich Samson, und säte die ganze Gemeinheit deines Gewerbes. Öffne alle Wörterbücher von Nicot bis Guyot; das was dich schandet, ist nicht dein Name, aber die Bedeutung deines Namens. Lies *Trevour*, und sieh zu, wie er dich behandelt. „Scharfrichter ist der, welcher die Urtheile vollstreckt; seiner wahrer Name ist Henker; der letzte Scherz des Gerichts. Wenn das Gericht einen Auftrag an ihn gesendet hat, so wirft es ihn unter den Tisch, um die Infamie seines Geschäftes zu bezeichnen; ein Edelmann aus Savoyen, der sich für Beleidigungen an seiner Familie rächen wollte, wußte ihr keinen größern Schimpf anzuthun, als daß er sich in Genf zum Henker machen ließ.“

Vor der Erklärung der Menschenrechte und unserer Revolution war das Henkeramt viel weniger schändlich. Damals war es erblich, und es gab Familien, z. B. die

* Besenval hatte Kanonen auf dem Montmartre aufahren lassen, um Paris zu beschießen.

später: „Jede, gleiche oder ungleiche Theilung der Güter, jedes Eigentum des Einzelnen in der Gesellschaft an diese Theile, ist was Horaz summi materia mali, die Quelle alles Uebels, nennt.“

Wohl erhoben in den Stürmen der Revolution sich einzelne Stimmen zu Gunsten dieser Wahrheit, sie wurde aber vom politischen Strudel verschlungen, und so tritt sie heute noch als eine neue der Welt gegenüber. Nicht alles was gesagt ist, ist deshalb bekannt. Man erinnere sich der Antwort des Aristoteles an Alexander. Deshalb wiederhole ich hier gerne die Worte die schon vor Jahrhunderten Shakespeare seinem „Timon von Athen“ in den Mund legt:

Was sind ich hier? Was ist das Gold? kostbar, klammernd, rothes Gold? ... So viel hiervon macht schwarz weiß, häßlich schön, schlecht gut, alt jung, feig tapfer, niedrig edel. Ihr Götter! warum dies? warum dies, Götter? ... Ja! dies lockt euch den Priester vom Altar; ... Reißt Halbgenesen weg das Schlämmerkissen: ... Ja dieser rothe Sklave löst und bindet Gewehrte Bande; segnet den Verfluchten; ... Er macht den Ausfay lieblich; ehrt den Dieb ... Und gibt ihm Rang, gebeugtes Knie, und Einfluß ... Im Rath der Senatoren: dieser führt Der überjahr'gen Wittve Kreier zu; ... Sie! von Spital und Wunden giftig eiternd ... Wie Ekel! fortgeschickt, verjüngt balsamisch ... Zu Männerjüngend dies. Verdamm't Metall, ... Gemeine Hure da' der Menschen; die ... Die Völker spottet. ... Du süß'ler Königsmörder, ehle Scheidung ... Des Sohns und Vaters! glänzender Befudler ... Von Hymens reinstem Lager! tapf'rer Mars! ... Du ewig blüh'nder, zartgelebter Kreier, ... Des rother Schein den heil'gen Sancee zerschmetzt ... Auf Diana's reinem Schoos! Sichtbare Gottheit, ... Die du Unmöglichkeit eng verbrüderst, ... Zum Kuß sie zwingst! Du sprichst in jeder Sprache, ... Zu jedem Zweck! Du der Herzen Präfflein! ... Denk, es empört dein Sklave sich, der Mensch; ... Vernichte deine Kraft sie all verwirrend, ... Das Thieren wird die Herrschaft dieser Welt!

G. Weber.

Samsons?), die als zum Schaffot gehörig auf die Welt kamen, wie andere zu der Scholle gehörten, auf der sie geboren wurden. Solche unglückliche durch die schändlichste Tyrannie zu ihrem etenden Gewerbe gezwungene Familien konnten dem Philosophen gewiß eher Mitleid als Abscheu einflößen. Wie geistreich faßt Volttaire die falsche Humanität Rousseaus, da er ihm den Vers in den Mund legte:

„Des Schinders Tochterlein traue ich dem Dauphin an.“ Aber damals war die Infamie die Schuld der Gesetze und nicht der unglücklichen im Voraus zu Henkern bestimmten Menschen. Es lassen sich dabei Umstände denken, unter denen Rousseau die Lehre aus dem Voltaireschen Verse bekannte: der Vers beweist, daß der Dichter kein Philosoph war, und daß er die Leidenschaften zu malen wußte, ohne sie selber gefühlt zu haben.

Aber heute, da es in Frankreich keine Sklaven mehr gibt, da die Menschen frei geboren werden, da die Gesellschaft nicht mehr das Recht hat einen Menschen zum Henkeramt zu verdammen, da es Samsons freier Wille ist, wenn er sein fürchterliches Geschäft nicht aufgibt: — wenn er heute, aus freier Wahl, bloß um zu leben, fortfährt die Menschen zu hängen, zu räubern und zu verbrennen, wenn er heute bloß um sündiges Geld alle natürlichen Gefühle in sich erstickt, welcher Unterschied ist dann

zwischen dem Abscheu den mir seine Gegenwart einflößt, und dem vor dem Meuchelmörder, der einen Reisenden erwürgt, — da für Geld einer wie der andere Menschenblut vergießt? Wer flucht nicht dem feigen Quellanten, den sein Segner fehlt, der ihm dann das Pistol auf die Brust setzt, und ihn todt zu Boden streckt? nicht die Rache, nicht die eigene Todes-Gefahr entschuldigen die grausame Bestie. Und ich sollte dich nicht wie den Auswurf, wie die Schmach des Menschengeschlechtes betrachten, wenn auf der Nichtflätte die Entstellung der Menge dem Mitleiden gewichen ist, wenn der Priester Thränen vergießt über das Loos des Unglücklichen und du dann, bloß um Geld zu verdienen, mit kaltem Blute einen Defreus erwürgst, und einen Calas*) in Stücke zerreißest? Du, der du nicht etwa einen schnell erschiesest, nein, der du dir die Fertigkeit erworben hast ein unglückliches Weib die aus Hunger und Verzweiflung eine Semmel stahl, langsam den Galgen hinauf zu ziehen, deine Füße auf ihre Schultern zu stellen, und hüpfend und tänzelnd ihr das Leben zu entreißen.

Wer wülte nicht lieber hundertmal sterben, als Dem Gewerbe treiben? Was willst Du, soll ich von Dir denken, Du schmutzige Seele, der Du Dein teuflisches Amt

*) Der heutige Scharfrichter von Paris ist der Enkel unseres Samson.

„Wesen des Glaubens im Sinne Luthers etc.“ von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Aber wie die That, so der Thäter. Wohlthun setzt wohlthätiges Wesen voraus; und wohlthätiges, gutes Wesen macht das Wesen Gottes aus. Also ist Christus das unsichtbare Wesen Gottes als sichtbares, sinnfälliges Wesen. „Denn wo er (Gott) Lust hätte zu zürnen, verdammen, strafen und plagen, würde er nicht durch Christum Sünde vergeben und die Strafe derselbigen wegnehmen an den Sichtbrüchigen, Ausfägigen und andern. Item wo er Lust hätte zum Tode, würde er nicht die Todten auferwecken und lebendig machen: — Also werden wir gewiß nicht allein des Artikels, daß Christus wahrhaftiger Gott ist mit dem Vater, sondern auch daß er ein barmherziger Gott und Heiland und können in allen Werken des Herrn Christi (— „so ihr vor Augen sehet!“ —) des Vaters Herz und Willen ergreifen zu rechtem seligen Trost.“ (Th. v, S. 38, 39.)

Was ihr in Gott denkt, das seht ihr in Christo, was Gott nur in Gedanken, das ist Christus in Wirklichkeit. Wenn ihr Christus nicht als Gott erkennt, so kommt das nur her von dem Unterschied, der überhaupt zwischen einem Wesen, wie es gedachtes, und eben demselben, wie es wirkliches ist, statt findet; denn das gedachte Wesen ist ein allgemeines, das wirkliche oder sinnliche Wesen ein individuelles. Aber ungeachtet dieses Unterschieds, oder vielmehr Widerspruchs, habt ihr in Christo nur vor euern Augen, was ihr euch unter Gott (Gott wenigstens im christlichen Sinne) denkt. Gott und Christus unterscheiden sich nur, wie das Gemeinte oder Gedachte und das Gesagte sich unterscheiden. Der Meinung ist das Wort immer zu enge, wie euerm Gott der Mensch; die Meinung will sich nicht beim Wort nehmen lassen; sie hat immer noch etwas im Rückhalt, was sie nicht gesagt haben will; sie dünkt sich unendlich mehr, als das Wort und will sich daher nicht durch dasselbe beschränken lassen. Diese Meinung kommt aber nur daher, daß, was ich meine oder denke, noch in mei-

ner Macht steht; was ich aber ausspreche, außer dem Bereich meiner Macht ist, daß die Meinung oder der Gedanke, weil abhängig von mir, veränderlich, das Wort aber, weil bereits unabhängig von mir, unveränderlich ist. Deswegen erschrickt der Mensch vor seinem eigenen Worte, wie vor einer fremden Macht, wie vor der Macht der unabänderlichen Nothwendigkeit, und zieht sich schein hinter das Bollwerk seiner unaussprechlichen Meinung zurück. Aber gleichwohl ist zwischen dem Worte und Gedanken kein Unterschied dem Wesen, sondern nur dem Zustande nach — kein anderer Unterschied, als der in der Natur zwischen dem gasförmigen oder flüssigen und dem festen Zustand stattfindet. Es ist derselbe Inhalt, dasselbe Wesen, was ich denke und was ich sage, — wenn ich es anders richtig, treffend sage — aber in Gedanken befindet es sich im ungebundenen, im gasförmigen, im flüssigen, im Worte aber im festen Zustande. So ist es nun auch mit Gott und Christus. Der Gott in euerm Kopfe ist Gas, Luft, der Gott in Christo fester, fester Körper.

Wie kann das große, umfassende Wesen in den kleinen Körper des Menschen hinein? Als Gas kann es freilich nicht hinein, denn das Gas ist nicht greifbar und nimmt einen größern Raum ein, als der feste Körper. Um fester Körper zu werden, muß es aufhören, Gas zu sein; um zu reden, muß ich aufhören, bloß zu denken; eben so, um ein sinnliches, faßliches Wesen zu werden, aufhören, ein unsinnliches zu sein. Gas kann nicht zugleich fester Körper, Gedachtes nicht zugleich Gesagtes sein; denn ist es Gesagtes, so ist es nicht mehr Gedachtes, und ist es Gedachtes, so ist es noch nicht Gesagtes; Eines schließt das Andere aus. Und diesem zufolge sagt ihr ganz richtig: ist es Gott, so ist es nicht Mensch und umgekehrt. Aber indem Gott Mensch wird, hört er eben auf, das zu sein, was er in euern Gedanken ist: Gott, d. h. unsichtbares, unfaßliches, unbegrenztes, unmensliches, ungegenständliches Wesen. Bringt ihr freilich den Gott in euerm Sinne nicht aus euch heraus, so ist ein gekreuzigter Gott ein eben so lächerlicher Widerspruch,*) als ein peinlich bestrafter Gedanke; denn nur, was

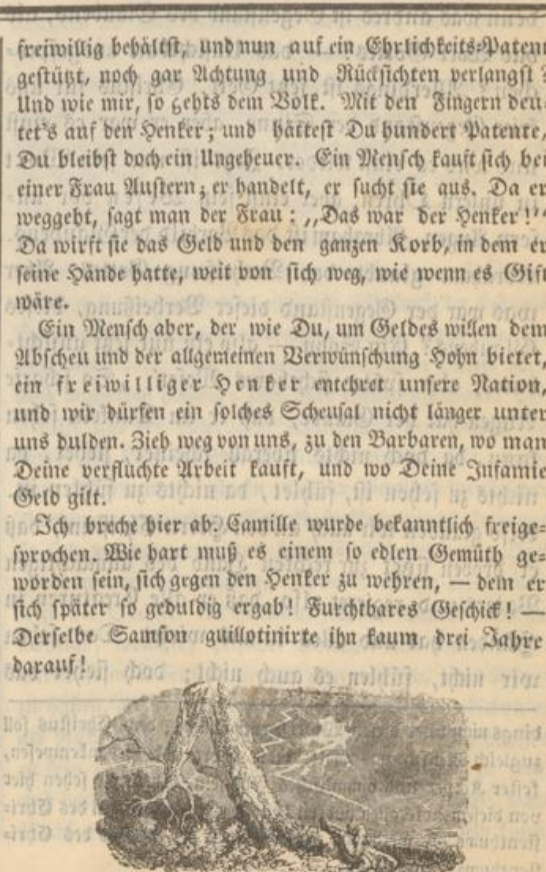
*) Der Glaube, d. h. die christliche Religion kommt aller-

freiwillig behältst, und nun auf ein Christheits-Patent gestützt, noch gar Achtung und Rücksichten verlangst? Und wie mir, so gehts dem Volk. Mit den Fingern deutet's auf den Henker; und hättest Du hundert Patente, Du bleibst doch ein Ungeheuer. Ein Mensch kauft sich bei einer Frau Auser, er handelt, er sucht sie aus. Da er weggeht, sagt man der Frau: „Das war der Henker!“ Da wirft sie das Geld und den ganzen Korb, in dem er seine Hände hatte, weit von sich weg, wie wenn es Gift wäre.

Ein Mensch aber, der wie Du, um Geldes willen dem Abscheu und der allgemeinen Verwünschung Hohn bietet, ein freiwilliger Henker entehrt unsere Nation, und wir dürfen ein solches Schesal nicht länger unter uns dulden. Zieh weg von uns, zu den Barbaren, wo man Deine verfluchte Arbeit kauft, und wo Deine Infamie Geld gibt.

Ich breche hier ab: Camille wurde bekanntlich freigesprochen. Wie hart muß es einem so edlen Gemüth geworden sein, sich gegen den Henker zu wehren, — denn er sich später so geduldig ergab! Fürchterbares Geschick! — Derselbe Samson guillotinierte ihn kaum drei Jahre darauf!

Das ist die Geschichte von Camille Desmoulins, der während der Revolution in Frankreich lebte. Er wurde als Verräther angeklagt, aber freigesprochen. Später wurde er wieder gefangen und guillotiniert. Seine Geschichte ist ein Beispiel für die Unbeständigkeit der menschlichen Glückseligkeit.



Das ist die Geschichte von Camille Desmoulins, der während der Revolution in Frankreich lebte. Er wurde als Verräther angeklagt, aber freigesprochen. Später wurde er wieder gefangen und guillotiniert. Seine Geschichte ist ein Beispiel für die Unbeständigkeit der menschlichen Glückseligkeit.

ch sage, was ich von mir gebe, was ich außer mich hinausstelle, aber nicht, was ich meine, was ich denke, ist ein Gegenstand des Criminalrechts.

Die Frage: wie kann Gott gekreuzigt werden? ist daher die Frage: wie kann der Gedanke, die Meinung bestraft werden? Und die Antwort darauf ist: wenn Du den Gedanken zu einem, auch Andern außer Dir wahrnehmbaren, gegenständlichen, d. i. sinnlichen Wesen machst. Der bloße Gedanke freilich ist unbelangbar und unüberleglich, erhaben über alle Angriffe und Schranken, eine göttliche unantastbare Majestät; aber der aus der festen Burg des Kopfs auf die schlüpfrige Zunge herabgleitende, der sich zum Wort erniedrigende, herablassende Gedanke nimmt alle Schmach und Noth des menschlichen Lebens auf sich. So ist denn auch der Gott in euerem Kopfe, der Gott, welcher nur ein gedachtes, innerliches Wesen, d. h. nur Gedanke ist, freilich kein Gegenstand des Spottes und Gelächers, wohl aber der Gott in Christo, d. h. der ausgesprochene Gott; denn sich aussprechen, heißt sich verrathen, sich veräußern, sich preisgeben. Und doch ist in Christo nichts anderes ausgesprochen, als was in Gott gedacht ist, nur mit dem Unterschiede, daß, was in Gott noch ungewiß ist, weil bloße Meinung, in Christo unbezweifelbar gewiß ist; denn das Wort ist die Gewißheit des Gedankens. Der bloße Gedanke ist unsichtbar, flatterhaft; kaum ist er da, so ist er schon wieder weg; aber der im Wort gefasste Gedanke ist gebannt — das Wort ist beständig, fest, gewiß. Aber Christus ist ja das Wort Gottes, d. h. eben, wie es ausgedrückt wurde, der sichtbare, sinnliche und eben deswegen unbezweifelbare, gewisse Gott.

Was? — höre ich mir trotz der bereits gelieferten Beweise einwenden — sinnliches, sichtbares Wesen wäre der Gegenstand der christlichen Offenbarung, des christlichen Glaubens? Heißt es nicht ausdrücklich: „Der Glaube stehet auf das Unsichtbare — der Glaube ist nicht derer Dinge, so man siehet, sondern derer, die man nicht siehet; Ebr. 11, 1.“ (L. Th. III, S. 123.) Sagt nicht Luther, daß Christus kein Gegenstand der Sinne ist, um ein Gegenstand des Glaubens zu sein? Ist also hier nicht ausdrücklich als der Gegenstand der Offenbarung — denn was anderes ist Gegenstand des Glaubens, als das Wort Gottes? — das Unsichtbare ausgesprochen? Allerdings ist jetzt Gott, Christus für uns kein Gegenstand der Sinne, aber er war es einst und wird es einst wieder. Jetzt ist nur sein Wort in unsern Ohren, aber einst sein Wesen vor unsern Augen. Abraham ist das Vorbild der Glaubens. Abraham glaubte der Verheißung Gottes. Aber was war der Gegenstand dieser Verheißung, dieses Glaubens? Ein Sohn — also ein nur jetzt unsichtbares, aber später sichtbares Wesen. „So schwarze Augen hat der Glaube, daß er im Dunkeln sehen kann, da doch nichts überall scheint, siehet, da nichts zu sehen ist, fühlet, da nichts zu fühlen ist. Also glauben wir auch an den Herrn Christum, daß er droben sitzt zur rechten Hand des allmächtigen Vaters und regieret also, daß er alle Creaturen in Händen hat und alles in uns wirket. Das sehen wir nicht, fühlen es auch nicht; doch siehet das

ding nicht über diesen Widerspruch hinaus; denn Christus soll zugleich Mensch und Gott, d. i. Wort und Gedankenwesen, fester Körper und himmlisches Gas sein. Aber wir sehen hier von diesem, wie allen andern heillosen Widersprüchen des Christenthums ab, welche im zweiten Theil des Wesens des Christenthums behandelt sind.

Herze durch den Glauben so gewiß, als wenn es mit Augen sähe.“ (Th. I, S. 92.)

Der Glaube ist das geistige Auge — das Auge der Einbildungskraft; er sieht, was er nicht sieht, d. h. nicht gegenwärtig vor Augen hat — der Glaube haftet nicht am Gegenwärtigen — er sieht, wie ich ein durch den Tod oder den Raum von mir getrenntes, entferntes Wesen sehe. Der Glaube ist hier getrennt von dem Gegenstand seiner Verehrung; die „Mauer“ dieser gegenwärtigen sinnlichen Welt ist zwischen ihm und Gott; aber der Glaube durchbricht diese Mauer: er ist getrennt nicht getrennt, er ist da mit der Seele, wo er nicht mit dem Leibe ist. Dem Glauben ist das Ferne nahe, aber eben deswegen das Nächste das Fernste. Der Glaube ist „sinnlos“ und „wider sinnlich“, „blind und taub“, denn er ist wo anders mit seinem Sinne, wo anders mit seinen Sinnen. Wer Abwesendes sieht, sieht das Gegenwärtige nicht. Aber von einem Wesen dem Leibe nach getrennt und doch dem Herzen nach mit ihm verbunden zu sein, das ist ein Zustand der Zerrissenheit, des Zwangs, denn mein Herz reißt sich mit Gewalt von den Banden meiner Sinne los — ein schmerzlicher Zwiespalt. Einst hebt sich daher dieser Zwiespalt auf; einst verwandelt sich der Glaube in Schauen; einst ist Gott für den Gläubigen, was er jetzt nur an sich ist: sinnliches Wesen. „Reich Christi“ jetzt auf Erden — ist ein Reich des Glaubens, darinnen er regieret durch das Wort, nicht in sichtlichem öfentlichen Wesen, sondern ist gleich wie man die Sonne siehet durch eine Wolke.“ — „Du sollst es nicht sehen, sondern glauben, nicht mit den fünf Sinnen fassen, sondern dieselben zugethan (mit geschlossnen Sinnen) allein hören, was Dir Gottes Wort sagt, bis so lange das Stäublein kommt, da Christus wird des ein Ende machen und sich öfentlich (offenbar, sichtbar) darstellen in seiner Majestät und Herrschaft; da wirst Du sehen und fühlen, was Du jetzt glaubest.“ (Th. X, S. 371.)

Nur ein dummer Spaß!

So soll der stets geistreiche, allerorten beredtsame Fürst das Attentat genannt haben, als er sogleich nachher vom Wagen aus seine väterliche Rede an eine Schaar neugieriger Berliner richtete. — Nach einige kurze Betrachtungen über diesen Spaß.

Wie die kindischen Chinesen vor ihrem Himmelskaiser, so beugen sich die deutschen „Wohlgeliebten“ wieder einmal in den Staub vor dem kugelfesten Hohenzollern und singen wochenlang pietistische Danklieder aus dem neuesten Gesangbuche von Anno 1828. Daß Viele, besonders viele Deutsche, ihren Landesherren lieben, darf uns nicht wundern; denn Liebe lernt Gehor. Aber dabei bleibt es nicht; sie legen sich ihm zu Füßen, die edeln germanischen Gemüther; wir sind Hunde, sagen sie; ja wohl Hunde sind wir, aber wir sind treu.

Sie sind treu! Sie heißen wie wenn sie künstlich dressirt wären. Sie verfluchen, als ächte Christen, nebenher den Bürgermeister von Starlow, dem sie es doch „nächst Gott“ allein zu danken hätten, dünkt uns, daß sie jetzt abermals die Gelegenheit bekamen, ihre unterthänigste Liebe recht großartig an den Tag zu legen. Ganz in der Ordnung finden sie es, daß der General von S. (der Name dieses brutalen Königs-knechtes wird in den Zeitungen nicht genannt) eine Viertelstunde nach der Verhaftung in den Kerker stürzt und sich gegen Herrn Tschepöbelhaft berrägt; sie schreien über Skandal, als der Gefangene statt aller Antwort erwidert: „Entfernen Sie sich, hier stehe ich unterm Schutze des Gesetzes.“

Aus West-Preußen, wo eine beispiellose Uberschwemmung wüthet, schreiben sie: man danke jetzt in den Kir-

chen zuerst für die Errettung des Königs, und später folge die Bitte um Abhülfe in der Wassersnoth. Das ist folgerichtig; so muß es im absoluten Staate hergehen. Allein es geht noch immer weiter! Die preussischen Zeitungen fordern jetzt alle Unterthanen auf, so christlich gottgegeben zu werden, wie das Herrscherpaar. Die „Allgem. deutsche Zeitung“ meint: „in den letzten Jahren sei Vieles geschehen, was sich nicht mit der heiligen Ehrfurcht, die man dem Könige schulde, vertrage! Es dürfe fortan sich kein Einzelner und keine Mehrheit gegen des Fürsten Beschlässe erheben, und man soll nur unerschütterliches Vertrauen in den königl. Herren haben, den der Allmächtige wunderbar errettet.“ Nächstens wird sie wohl noch berichten: die königlichen Hofpietisten hätten allerdings im Augenblicke der zwei Schüsse einen Engel am Wagenschlage stehen und die Kugeln schief wenden gesehen; doch liesse mißverständene Ehrfurcht und Scheu dieses ihr himmlisches Gesicht bis an jetzt verschweigen.

Die „Augsburger“ ist sehr deutlich; sie läßt sich aus Berlin eine ganze Predigt schreiben: „Einfachheit der Sitten, leidender Gehorsam, freiwillige Hingebung an Rang und Geschlecht, höre leider! mehr und mehr auf; daher erscheine im Volke die Selbstvergötterung des Verstandes, die Verachtung alles Heiligen.“ Hierzu fügt sie: „das Volk müsse ganz religiös erzogen werden; der übrige Volkunterricht sei eigentlich doch nur vom Abel; dem er diene am Ende bloß, die Leute mit dem Loos, das ihnen der Himmel beschieden, mißvergnügt zu machen.“

Wir aber wollen diese Worte, die von den königlichen Ministern diktiert sind, nimmer vergessen; wir wollen unser jetziges Wirken darnach einrichten und einst auch ihrer uns erinnern, wenn wir die gründlichste Abrechnung halten werden mit diesen Zuchtmeistern oder, wie sie so gern sich tituliren, Vormündern deutscher Nation. Sie fürchten sich insgeheim vor den neuen socialen und humanen Ideen, jene frommen, heuchlerischen, hochgelehrten Heiden Altdeutschlands. „Selig sind die geistig Armen“ rufen sie dem unglücklichen Volke zu, welches ob seines Mangels an geistiger Bildung nicht minder in gerechtem Unwillen aufgähret als wegen leiblicher Noth. Ja, merkt's Euch, Ihr Dürstigen jeglichen Geschäfts, für Euch ist die ewige Seligkeit drüben, doch nur für die Mächtigen und Reichen ist das kurze irdische Dasein! Gesteht also endlich selbst, Ihr Hungerteiler und Verwahrlosten, und Ihr übrigen alle gegen die unsere jetzige Gesellschaft eine Nabennutter ist, gesteht doch, daß Ihr es viel tausendfach besser habt, als die Privilegirten, die Städtischen, Eure Gebieter. Wagt Ihr indessen trotz Bibel und Crucifix, trotz Kanzeltreden und tröstlichen Kabinettsordren, dennoch jene neue Lehre zu bekennen — nun so seht es Kartätschen und Kanonenkugeln.

Dieselbe Zeitung sagt schließlich: der König sei so hochherzig, daß er bei alledem noch nicht die Volks-Aufklärung beschränken werde. — Ubrigens melden die neuesten Berichte, daß halbgedruckte Werke unter der Presse confiscirt, die Censurgehese geschärft worden. Der dumme Spaß hat ganz spasshafte Folgen.

Aber ist es nicht völlig gleichgültig, was Friedrich Wilhelm IV. thut? Dieser „deutsche König“, an des wurmstichigen Deutschlands Spitze gestellt, wandelt jenen dämonischen Weg, wo man, ein Tantalus, nichts als Bereitungen der schönsten eigenen Hoffnungen erfährt; jenen Weg, wo man ein Heid der Menschheit zu sein wähnt, und doch nur ein Ritter von der allertraurigsten Gestalt ist. Wer dorthin gekommen, ist nicht mehr ein Steuermann, sondern ein steuerloses, vom wilden Meer des Zeitgeistes umher geschleudertes Wrak; ein Schritt rückwärts ist dann eben so viel als ein Schritt vorwärts. Die sieben unreinen Geister aber, die als Gewissensräthe den Nachfolger des großen Friedrich umlagern, mögen wissen, daß lange ehe das Königsbaupf des brittischen Stuart fiel, schon der Graf Stratford, Minister und Berührer seines Fürsten, auf dem Dutzgerüst gebüßet hat. Preussens Minister, diese Sclenden mögen endlich ihre Zukunfft bedenken!

Redacteur: G. A. Bernays.

Druck mit Schnellpressen von Paul Reno u. Co. rue Garanciere, 5.